Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 6 (1930)
Heft: 13

Artikel: Der Schläfer
Autor: Lang, Robert Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755722

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER SCHLÄFER

KURZGESCHICHTE
VON ROBERT JAKOB LANG

*

Das Knarren der Dielen weckte die Frau. Sie wußte gleich, was es war und richtete sich mit einem Ruck im Bette auf. Der Mond legte einen breiten Streifen über den Boden, geradewegs auf die Türe zu, und mitten auf diesem Streifen, schon die Türfalle in der Hand, stand ihr Mann. Noch eine Weile, und er war verschwunden; sie hörte seine schleifenden Schritte, wie leises Rascheln dürren Laubes, den äußern Gang entlang, die Bodentreppe hinauf und gleich darauf über ihrem Kopfe. Und obschon sie vom Arzt wußte, daß es nichts war, daß es sich geben würde, wenn man den Besessenen gewähren ließ, wenn man ihn nicht durch jähen Aufruf schreckte, konnte sie einen furchtsamen Widerwillen gegen den Schlafwandler nicht bannen. Zusammengekauert saß sie und horchte. Die Tritte schleiften wie Eulenflügel über den Estrich. Immer hin und her, immer hin und her. Schließlich kroch die Frau wieder unter die Decken. Aber schlafen konnte sie nicht. Gedanken überfielen sie: Gedanken an ihren Mann und an den Blonden.

Nicht nur Furcht war es, welche jener ihr einflößte; Geringschätzung, vielleicht mehr als sie selber wußte, kam dazu. Ach dieser Welkende, welcher des Nachts sein Unwesen trieb und tagsüber ermattet kaum seinem Geschäfte vorzustehen vermochte! Dieser Mensch mit dem fahlen Gesicht und den schwarzen strähnigen Haaren, welche ihm stets an den Schläfen klebten, wenn er eine halbe Stunde hinter dem Ladentisch gestanden hatte! Dann kam es auch vor, daß er plötzlich verlorenen Blickes, mit ausgespreizten Fingern, die Tischplatte abzutasten begann, als müßten ihm aus irgendeiner Maser des alten Holzes Kraft und Erleuchtung kommen. Aber sie kamen ihm nicht, nur der Schlaf kam am hellen Tage über ihn; nicht leicht und von seltsamen Dingen und Wünschen erfüllt, wie nachts, sondern bleiern und betäubend und so jäh, daß ihn die Frau bloß noch in ihren Armen aufzufangen vermochte, wie einen Gefällten, um ihn im Hinterzimmer auf das Ruhebett zu legen.

Eines Tages nahm ihr der Blonde diese Last ab. Er war es, der den Krämer auffing und ihn besorgte. Dann kehrte er ein wenig erhitzt — denn der Schläfer war ein schwerer Mann — und verlegen lächelnd in den Laden zurück. Zuerst schwiegen sie darüber. Aber sie wußten, daß das Schweigen bloß Vorbereitung war.

Base, fragte der Blonde, als sich der Anfall in seiner Gegenwart zum drittenmal ereignete, Base, seit wann hat er es?

Die Frau antwortete nicht. Es kam ihr damals merkwürdig vor, über diese Sache, die sie bisher allein getragen hatte, zu einem Fremden zu sprechen, denn mit der Verwandtschaft war es etwas weit her. Seit der Blonde da war, hatte sich zwar ihr Leben gewendet. Es war schwer gewesen, nun deuchte es sie leichter und lichter. War es deshalb Sünde, wenn sie sich ihm doch offenbarte? Die Zeit dehnte sich so unermeßlich vor ihr; sie war kaum dreißig Jahre alt. Der Krämer hatte sie mit achtzehn Jahren genommen. Er hatte nicht lange gefragt. Ach, und wenn er gefragt hätte, damals hätte sie ja sicher ja gesagt. Hundermal ja! Jetzt nach einem Dutzend Jahre nütze es nichts, daß sie nein sagte. Aber vielleicht konnte sie nochmals ja sagen!

Der Blonde sah sie so seltsam an. Er war nicht älter als sie, vielleicht war er sogar jünger. Seine Haare und seine Augen leuchteten das Dunkle aus ihrem Leben. Ein andermal fragte er wieder und nun antwortete sie.

Arme, sagte der Blonde. Seine Stimme war wie junger, zaghafter Frühlingswind, welcher über eine tauende Wiese fährt. Die Wiese erschauert: Ist es wieder der Winter? Nein, es ist der Mai! Nun geht das Blühen an! Und wahrhaftig das Blühen ging an. Der Schläfer im Hinterzimmer schlief, bleiern, betäubt.

Der Arzt hatte gesagt, daß es sich geben würde. Es gab sich nicht; es wurde schlimmer; es wiederholte sich bald jede zweite Nacht. Und am Tage schlug die Müdigkeit den Schlafwandler.

Die Frau und der Blonde aber hatten gute Zeit. Es war nicht sehr schlimm; sie waren ja beide jung und ihre Wiesen blühten. Der Schläfer aber war alt und welk, beinahe zwanzig Jahre älter als sie. Sie ließen ihm nichts abgehen; sie verloren die Geduld nicht mit ihm. Sie warteten. Worauf warteten sie? Die Frau sagte es dem Blonden nicht und der Blonde sagte es der Frau nicht. Aber jedes wußte, daß das andere wartete. In der Frau stieg unablässig Verachtung auf und nach und nach Ekel. Besonders in den Nächten, in welchen der Schläfer sein Bett, welches doch neben ihrem Bette stand, verließ und wandelte.

Immer müder wurde der Krämer und jede Viertelstunde listete der Schlaf dem Tag wieder ab, welche die Nacht ihm geraubt hatte. Schließlich war es so, daß der Unglückliche von Sonnenaufgang zu Sonnenuntergang wie bewußtlos lag, während er Nacht für Nacht schleifenden Schrittes, unselig, den Estrich durchmaß. Die Frau und der Blonde brauchten sich nicht mehr um ihn zu kümmern. Sie brauchten nicht mehr zu warten. Und sie warteten auch nicht mehr.

Sie taten ihr Tagewerk. O, der Laden ging gut. Es war frische Luft eingelassen worden und wenn man eintrat, so war es wahrhaftig, als ob Sonne einem entgegenblitze. Sonne? Es war bloß alles so blank, bis an die Augen der beiden Menschen, welche hinter dem Ladentisch standen. Vielleicht wäre dies ein Grund zum Argwohn gewesen. Aber der Argwohn stolpert immer bloß hinter schlechten Gewissen her. Weder die Frau, noch der Blonde hatten jedoch ein schlechtes Gewissen. Sie blühten; sie standen selbst in der Sonne; sie taten in allem nur ihr Tagewerk!

Am Abend bis tief in die Nacht hinein arbeiteten sie zusammen im Hinterzimmer. Alles besprachen sie, als ob der Schläfer nicht mehr auf der Welt wäre; als ob er nicht mehr wäre, als ein Mantel, welcher grau und schlaff an der Türe hing. Er war auch nicht mehr in ihrer Welt. Sie berieten hin und her, rechneten und buchten. Und zuweilen schauten sie von ihren Pulten auf, lachten sich an, lächelten sich an und ihre Stimmen, welche eben noch laut waren, wurden leiser vor Zärtlichkeit und zuletzt küßten sie sich wohl auch.

Eines Nachts erwachte der Schläfer daran, daß er ihre Stimmen nicht mehr hörte. Er tastete hinüber zum Bette seiner Frau und griff in kühle, glatte Linnen. Kühl und glatt wie die Frau selbst, dachte er. Ob sie jetzt wohl immer so ist? Ob sie der Blonde wohl auch so kennt? Merkwürdige Gedanken, dachte er. Noch nie war ihm der Sinn daran gekommen, seine Frau und den Blonden in Verbindung zu bringen. Ach, er hatte so viel geschlafen. Wie lange hatte er wohl geschlafen? Jahrelang! Da konnte manches sich verändert haben und er wußte nichts davon. Jetzt aber war er wach! Jahre waren her, seit er nicht mehr gewußt hatte, wann er wach war und wann er schlief. Jetzt wußte er, daß er wach war. Seine Frau und der Blonde? Nie hatte er sich diese Frage gestellt. Nun mußte er sie stellen, denn nun war er wach. Er krallte seine rechte Hand in die kühlen, glatten Bettlinnen seiner Frau. Gewiß mußte er sie stellen, aber das war noch nicht das schlimmste. Das schlimmste war die Antwort. Er wußte plötzlich, daß die Antwort das schlimmste war, denn die Wachen hatten recht, und er, der Schläfer, hatte unrecht. Vielleicht dachte dieser und jener anders, aber er dachte so und wußte, daß er richtig dachte. Die Zeit, das Leben, das Glück war für die Wachen, auch die Liebe war für die Wachen. Aber nun war er ja auch wach, nun konnte er dies alles auch wieder beanspruchen. Ach Gott im Himmel, er hatte so lange geschlafen. Er hatte keine Ansprüche mehr. Warum schlief er nicht? Es war so furchtbar, wach zu sein!

Der Krämer stand auf. Er schritt tastend bis zur Türe und öffnete sie. Unten brannte die Flurlampe. Einen Augenblick dachte er daran, sich die Antwort zu holen. Nur einen Augenblick; dann stieg er die Bodentreppe hinauf. Und überquerte den Estrich. Unter sich hörte er eine Türe gehen: Immer noch konnte er sich die Antwort holen! Er schloß die Augen, als wollte er diesen Ausweg nicht sehen. Lautlos erkletterte er den Sims des Dachfensters. Es ist furchtbar, wach zu sein! dachte er zum zweitenmal. Dann stürzte er sich in die Nacht.

Er war beinahe nicht verletzt, als ihn der Blonde am nächsten Morgen fand. Und als er ihn — er war nur noch ein wenig schwerer als sonst — zunächst ins Hinterzimmer bettete, kam es ihm vor, als läge ein Lächeln auf des Toten Mund. Ein gutes, väterliches Lächeln, welches der Krämer Zeit seines Lebens nie gelächelt hatte.

Das Geschenk

VON
VIKTOR RAKOSI

Berechtigte Uebertragung aus dem Ungarischen von Grete Neufeld

Ich habe eine Tante, die ich geradezu anbete. Auch sie hat mich riesig lieb. Nur einen Umstand gibt es, der dieses schöne Verhältnis stört. Sie ist reich, ich aber bin arm. Sie hat also ein Recht anzunehmen, daß ich sie nur der erhofften Erbschaft wegen liebe. Ich aber habe ein Recht anzunehmen, daß sie das von mir voraussetzt, und das kränkt mich sehr.

Außer mir hat Tante Klementine noch einige Haustiere.

Sie hält zwei Hunde, zwei unangenehme, verfettete, faule Schoßhunde. Den ganzen Tag essen und schlafen sie. Der eine von beiden hat obendrein auch noch rote Augen, und es hat immer den Anschein, als wären sie blutunterlaufen, wenn er mich ansieht. Mich empfangen sie immer mit einem lauten Knurren. Sie sind mir gegenüber im größten Maßstabe mißtrauisch . . .

Dann hat sie zwei Katzen. Jede davon hat ihren eigenen Teppich, auf dem sie den ganzen Tag liegen. Manchmal strecken sie sich, gähnen und putzen ihren Schnurrbart.

Ich verbrachte allwöchentlich drei Nachmittage bei Tante Klementine. Diese Nachmittage waren außerordentlich langweilig.

Nachdem ich mir im Vorzimmer gründlich die Schuhe abgeputzt hatte, war es mir gestattet, bei ihr einzutreten. Beim Fenster befand sich eine kleine Erhöhung, darauf stand ein kleines Tischchen und an diesem nähte oder las Tante Klementine. Ihren Salon und ihr sogenanntes Fremdenzimmer hielt sie den ganzen Winter hindurch abgesperrt, um das Geld für die Beheizung zu sparen. Im Sommer war die gesamte Wohnung abgesperrt, da sie sich den ganzen Sommer über nicht in der Stadt aufhielt. Ich war da verpflichtet, der Motten wegen zweimal wöchentlich in der Wohnung mehrere Zigarren zu rauchen.